

(Nachdruck verboten.)

54]

Pelle der Eroberer.

Roman von Martin Andersen Nexø.

Lasse erhob den Kopf, wie ein altes Dragonerpfers, das das Signal hört; dann fiel er in seine gebeugte Stellung zurück.

„In die Welt hinaus und reich werden — jawoll,“ sagte er zögernd, „so hab ich auch gedacht, als ich in Deinem Alter war. Aber das geht nicht so leicht, wenn man nicht mit dem Siegerhemd geboren ist.“ Lasse schwieg und stieß sinnend die Streu mit dem Fuß unter eine Kuh. Er war sich nun freilich nicht ganz sicher, ob der Junge nicht doch am Ende mit dem Siegerhemd geboren war. Er war eine Spätgeburt; die waren immer zu dem Schlimmsten oder zu dem Besten bestimmt; und dann hatte er die Glückslocke an der Stirn, die bedeutete ein gutes Fortkommen. Fröhlich war er und voller Gesang — und eine leichte Hand hatte er zu allem. Alle gewann er durch die Beschaffenheit seines Gemüts. Sicherlich lag das Glück irgendwo da draußen und wartete auf ihn.

„Aber dazu ist es vor allen Dingen nötig, daß man ordentlich konfirmiert ist. Nimm Du lieber Deine Bücher und lern Deine Aufgaben, damit Du nicht zurückgewiesen wirst! Ich will woll fertig futtern.“

Pelle nahm seine Bücher und setzte sich oben in den Futtergang, mitten vor dem großen Stier. Er lernte halblaut. Lasse ging hin und her, eifrig beschäftigt. Eine ganze Weile dachten beide nur an ihre Arbeit. Da kam Lasse zu ihm hin — die neuen Bücher, die Pelle für die Konfirmationsstunden bekommen hatte, reizten ihn.

„Ist das da biblische Geschichte?“

„Ja.“

„Steht das dadrin von ihm, der sich besoffen hat?“

Lasse hatte es schon längst aufgegeben, das Lesen zu erlernen. Er hatte keinen Kopf dafür. Aber er war noch immer voller Interesse für alles, was der Junge vorhatte. Die Bücher übten eine eigene Zaubermacht auf ihn aus.

„Was kann da nu woll stehen?“ konnte er verwundert fragen und auf etwas Gedrucktes zeigen, oder: „Was lernst Du denn heute Merkwürdiges?“ Pelle mußte ihn von Tag zu Tag darüber unterrichten. Und dieselben Fragen kehrten häufig wieder, Lasse hatte kein gutes Gedächtnis.

„Ich mein den, dem die Söhne die Hose herunterzogen und die Scham ihres eigenen Vaters entblößten?“ fuhr Lasse fort, als Pelle nicht antwortete.

„Ach Noah!“

„Ja, richtig, der alte Noah — von dem Gustav das Lied konnte. Wo in er sich woll besoffen hat — der Alte?“

„In Wein.“

„War es Wein?“ Lasse zog die Augenbrauen in die Höhe. „Dann ist dieser Noah ja ein feiner Mann gewesen. Mein Herr da drüben in Schweden, der trank auch Wein, wenn es flott herging! Ich hab mir erzählen lassen, daß da viel zu gehört, eh das seinen Mann unterkriegt — und Wein ist teuer! Steht da auch von dem, der so gottserbärmlich betrogen hat? Wie hieß er doch noch gleich?“

„Meinst Du Laban?“

„Ja, Laban, ja! Daß ich das auch vergessen konnt! Denn er war ja ein richtiger Laban, so daß der Name eigentlich gut auf ihn paßt. Das war der, der seinem Schwiegersohn die beiden Töchter gab — und er mußte sie sich noch oben-drein mit Tagelohn verdienen! Wenn sie nu gelebt hätten, wären sie gewiß ins Buchthaus gekommen, er und auch der Schwiegersohn, aber in den Zeiten sah die Obrigkeit den Leuten woll nicht so genau in die Karten. Ich möcht woll wissen, ob 'ne Frau damals auch Erlaubnis gehabt hat, zwei Männer zu haben. Erzählt das Buch nichts davon?“ Lasse stand da und wiegte sich neugierig hin und her.

„Na, da steht woll nichts von drin,“ sagte Pelle geistesabwesend.

„Na ja, ich will Dich lieber nicht stören,“ sagte Lasse und ging wieder an seine Arbeit. Aber es wahrte nicht lange, da war er wieder da: „Sie sind mir nu zufällig wieder abhanden gekommen, die beiden Namen. Ich begreif wirklich nicht, wo

ich meinen Kopf in dem Augenblick gelassen hatt'. Aber die großen Propheten, damit weiß ich gut Bescheid — willst Du mir die mal überhören?“

„Na, denn man her damit!“ sagte Pelle, ohne die Augen vom Buch zu erheben.

„Du mußt woll so lange mit dem Lesen aufhalten,“ meinte Lasse, „sonst könnt'st Du da in verwirren.“ Er mochte es nicht, daß Pelle es wie eine Kinderei behandelte.

„Na, in den vier großen werd' ich woll mich irren!“ sagte Pelle überlegen, klappte das Buch aber doch zu.

Lasse nahm den Priem mit dem Zeigefinger von der Unterlippe und warf ihn an die Erde, um den Mund klar zu hab, dann zog er die Hosen in die Höhe und stand eine Weile mit geschlossenen Augen da und bewegte die Lippen, während er seine Lektion leise für sich hersagte.

„Na, wird es bald?“ fragte Pelle.

„Ich muß doch erst zusehen, ob sie auch da sind!“ antwortete Lasse, ärgerlich über die Störung, und fing wieder an, sie herzusagen. „Jesajas, Jeremias, Hesekiel und Daniel!“ Er schleuberte sie hastig heraus, damit ihm keiner unterwegs verloren gehen sollte.

„Woll'n wir auch Jakobs zwölf Söhne gleich mal nehmen?“

„Nein, heute nicht, es könnt zuviel für mich auf einmal werden. In meinen Jahren muß man bedachtsam fahren, ich bin ja nicht mehr so jung wie Du. Aber wenn Du die zwölf kleinen Propheten noch mal mit mir durchnehmen willst —“

Pelle sagte sie langsam vor, und Lasse wiederholte sie, einen nach dem andern. „Vertenselte Namen, die sie dazu-mals ausfindig machen konnten!“ rief er stöhnend aus. „Der Mund tut einem ordentlich weh, so wie man ihn verdrehen muß! Aber ich will sie schon kriegen.“

„Was willst Du eigentlich damit, Vater?“ fragte Pelle plötzlich.

„Was ich damit will?“ Lasse kraute sich an dem einen Ohr. „Ich will natürlich — ho — das war doch 'ne verdammte dumme Frage! „Was willst Du denn damit? Gelehrsamkeit ist doch so gut für den einen wie für den andern — und wenn mir nu all das Schöne in meiner Jugend vorenthalten ist! Du willst es am End' für Deinen eigenen Mund behalten?“

„Na — denn für meinetwegen kann sich die ganze Prophetenwirtschaft zum Teufel scheren — aber ich muß sie ja lernen!“

Lasse war nah daran, hinteniüber zu fallen.

„Du bist doch der gottloseste Bengel, der mir je vorgekommen ist. Du verdienst überhaupt nicht, daß Du zu einer Zeit geboren bist, wo armer Leute Kinder teil an allem haben, ebenso wie die Reichen. So war es zu meiner Zeit nicht — sonst — wer weiß? Sonst ging ich nu am End' nicht hier herum und mistete den Kuhstall aus, wenn ich in meinen jungen Jahren was gelernt hätt! Sieh Du zu, daß Du nicht 'ne Ehre in Deine Schande sechst!“

Pelle berente halbwegs, was er gesagt hatte. „Ich sitz jetzt auf der ersten Bank,“ sagte er, um sich zu reinigen.

„Ja, das weiß ich recht gut, aber darum brauchst Du die Hände nicht in die Hosentaschen zu stecken, denn wenn Du dich verschnauft, essen die andern die Grütze. Du hast woll nichts verlernt in den langen Weihnachtsferien?“

„Nee, bewahre!“ sagte Pelle selbstbewußt.

Lasse zweifelte auch gar nicht daran, sondern tat nur so, um den Jungen zu veranlassen, ins Geschirr zu gehen. Er mußte nichts Herrlicheres, als die Gelehrsamkeit mit vollem Wind dahinbrausen zu hören, aber es wurde immer schwerer und schwerer, den Jungen zu veranlassen, daß er sich äußerte.

„Kannst Du nu auch ganz sicher sein?“ fuhr er fort.

„Ist es nicht am besten, mal nachzusehen? Es ist so beruhigend, zu wissen, daß Dir nichts weggenommen ist — so viel wie Du im Kopf haben mußt.“

Pelle fühlte sich geschmeichelt und ergab sich. Er streckte beide Beine von sich, schloß die Augen und fing an, sich mechanisch hin und her zu wiegen. Und die zehn Gebote Gottes vom Berge Sinai, die Patriarchen, die Richter, Josef und seine Brüder, die vier großen und die zwölf kleinen Propheten — die Gelehrsamkeit der ganzen Welt wirbelte in

einem langen Atemzuge von seinen Lippen. Vater Lasse war es, als drehe sich das ganze Weltall leuchtend um Gottes des Vaters Antlitz mit dem mächtigen weißen Bart. Er mußte den Kopf beugen und sich betreuigen. Nein, was da doch alles hinter der Kinderstirn des Jungen Platz hatte!

„Ich mücht woll wissen, was es kostet, den studierten Weg zu gehen?“ sagte Lasse, als er wieder Boden unter sich fühlte. „Das is woll sehr teuer — tausend Kronen allerwenigstens!“ meinte Belle. Keiner von beiden verband etwas Bestimmtes mit der Zahl — sie bedeutete nur das unüberwindbar Große.

„Sollte es so schrecklich teuer sein?“ sagte Lasse. „Ich denk darüber nach, wenn wir nu unsern eigenen Grund und Boden kriegen — es muß ja doch mal was werden — könnt'jt Du denn nich bei Fries gehen und ihm das Handmert ablernen, gegen eine anständige Bezahlung, und zu Hause essen und trinken? Dann sollt' man das doch woll können!“

Belle antwortete nicht. Er spürte kein Verlangen, bei dem Küster in die Lehre zu kommen. Er hatte sein Messer herausgezogen und stand nun da und schnitzte an etwas in dem Gypsfeiler eines der Ständer. Es stellte einen großen Stier vor, der den Kopf zur Erde senkte und dem die Junge aus dem einen Mundwinkel herausging. Eine Klaue hoch oben am Maul bedeutete, daß das Tier die Erde zornentbrannt stampfte. Lasse mußte stehen bleiben, denn nun fing es an, nach etwas auszuweichen. „Das soll woll ein Stück Vieh sein?“ fragte er. Er hatte sich jeden Tag den Kopf darüber zerbrochen, während es so allmählich entstanden war.

„Das is Bolmer, damals, als er Dich auf die Hörner spießte,“ sagte Belle.

Lasse konnte gleich sehen, daß es die Begebenheit vorstellen sollte, jetzt, wo es ihm erzählt wurde. „Es is merkwürdig, wie naturgetreu es is,“ sagte er, „aber so schnaubend wütig, wie Du ihn gemacht hast, war er nu doch nich! Ja, ja, nu woll'n wir lieber seh'n, daß wir unsere Arbeit fertig schaffen. Das da kann doch seinen Mann nich ernähren!“ Lasse hatte nichts übrig für die Leidenschaft des Jungen, überall Zeichnungen mit Kreide oder mit dem Taschenmesser anzubringen. Da war kaum mehr ein Balken oder eine Wand, die nicht Spuren von ihm trugen. Das waren brotlose Narrenstreiche, und der Gutsbesitzer konnte vielleicht böse werden, wenn er in den Stall kam und es zufällig sah. Lasse mußte oft Kuhdünger über die am meisten in die Augen fallenden Zeichnungen schmieren, damit sie nicht von dem Unrechten bemerkt wurden.

Da oben begab sich gerade Kongstrup am Arm seiner Frau ins Haus zurück. Er war blaß, sah aber wohlgenährt aus. „Mit dem Gehen will es noch nicht wieder so recht!“ sagte Lasse und sah ihm nach. „Aber es währt nich lange, dann haben wir ihn wieder hier unten. Daher is es nich ratsam, daß Du den Pfosten ganz inzwischnist.“

Belle juhr fort, Holzmasse herauszuhöhlen. „Hörst Du mir nich auf mit der Spielerei, dann schmier ich das ganze mit Kuhdünger über!“ sagte Lasse erzürnt.

„Dann zeichne ich Dich und Madam Olsen auf dem großen Tor ab!“ sagte Belle neckisch.

„Ja, Du — Du — das sollt'jt Du bloß versuchen! Ich sollt' Dich woll aus meinen Augen verbannen und den Pastor bereden, daß er Dich abweist, wenn Du damit abkämst!“ Lasse war ganz außer sich. Er lief an das andere Ende des Kuhstalles und fing mit dem Nachmittagsausmisten an, schlug und zerrte mit den Gerätschaften. Dann stand er da und stocherte darin herum. Er hatte in seinem Zorn jubiel auf die Schubkarre geladen und konnte nun weder rückwärts noch vorwärts kommen.

Belle näherte sich ihm mit seinem sanftesten Gesicht. „Soll ich Dir die Karre nich rausfahren?“ jagte er, „Deine Holzschuhe stehen nich so fest auf dem Steinpflaster.“

Lasse brumnte etwas vor sich hin und ließ ihn herankommen. Eine kleine Weile schmolte er, aber das war nicht durchzuführen, der Junge hatte einen verteuflerten Gumor, wenn er nur wollte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Brüderchen.

Von Carl Busse.

(Schluß.)

Seitdem wurde aus dem zufriedenen Philosophen, dem allbekanntesten und nicht ungern gesehenen „Geschirtdoktor“ ein finster

vor sich hinbrütender, fahrig, unruhiger Mensch, der jeden Halt verloren hatte. Grenzenlos schien ihm die Einsamkeit, die ihn jetzt umgab, und wie ein Panther, mit leisen Raubtierschritten, beschlich ihn das Grauen. Er hatte immer einen bei sich gehabt . . . wenn er wanderte, wanderte das Brüderchen neben ihm; wenn er nachts auffuhr, hörte er die tiefen Atemzüge des Hundes.

Nun war das nicht mehr. Nichts war da . . . nur die Stille. Die sang . . . eigentümlich rauschte sie, wie man Wellen rauschen hört, die tief unter der Erde sind. Besonders nachts . . . da kam noch ein Knistern dazu, unheimlich, festsam. Aufschreiben hatt' er mögen: wer ist da? Den Namen seines Hundes rufen: Brüderchen! Von allen Seiten schlich es näher. Und wenn er die Augen aufdrückte, hörte er durch alle die feinen, unheimlichen Geräusche ganz aus der Ferne die langgezogenen Heultöne, die sein einziger Freund kurz vor dem Tode ausgestoßen.

Er trank viel, um schlafen zu können. Immer von neuem ließ er die Flasche füllen. Da hate er Gesichte . . .

In den Herbstnabein, die jetzt öfter und öfter in wunderlichen Formen und Schleiern sanken, sah er seinen Hund laufen. Er lief immer vor ihm her; er ließ sich nicht einholen.

Er rief, er pfiß, er bettelte, er stürzte hinterdrein — das Brüderchen im Nebel war schneller und glitt wie ein Schatten durch die grauen Abende.

Da geriet Adam Kalinka noch mehr in Verzweiflung. Er verfiel sichtlich. Die Hausfrauen, die ihm ihre Töpfe anvertrauten, waren nicht mehr so zufrieden wie sonst. Die Hände zitterten; er zog den Draht nicht fest genug.

Auch kam es besonders häufig vor, daß er mitten in der Arbeit aufhörte und vor sich hinstarrte. Er grübelte sich immer mehr in einen Gedanken hinein.

Warum, Brüderchen, läufst du weg vor mir? Und er erinnerte sich, wie der Hund früher zu ihm gekommen war, den Kopf an seinen Knien gerieben, mit dem Schwanz gewedelt, durch tausend Kleinigkeiten seine Anhänglichkeit bewiesen hatte.

Und nun lief er fort vor ihm . . . durch den grauen Nebel. Beshalb?

Weil er ihn nicht gerettet hatte? Weil er den Tod nicht von ihm abgewendet?

Adam Kalinka trank, trank. Es ist, dachte er, kein Unterschied zwischen Mensch und Tier. Mir aber hat man den Freund gestolet. Dre Mörder läuft herum . . . ist Rebhühner . . .

Als ob ihn das in Raserei versetzte, daß der Mörder Rebhühner ist, stand er auf, ließ den habfertigen Kopf liegen und stürmte fort. Es brannte ihm in der Kehle. Das tat der weiße Pfeffer, den der Schankwirt in den Puffel gemischt.

Mühsam, als mühten sie sich durch ungeheure Hemmnisse einen Weg bahnen, arbeiteten seine Gedanken weiter.

Ein Mörder wurde mit dem Tode bestraft. Warum lief der Jäger frei herum? Weil die Menschen den Unterschied machten . . . den dummen, bösen Unterschied! Er aber, er wußte, daß das Brüderchen eine Seele hatte.

Blöhhlich erschrak er. Eine Offenbarung kam über ihn. Es war die Seele, die vor ihm her durch den Nebel glitt, die sich nicht fangen ließ, die keine Ruhe hatte, weil der Mörder unbestraft sei und frei herumging.

Die Füße zitterten dem alten Vagabunden. Er mußte sich setzen. Mechanisch suchte er sich wieder die andere Seite des Chausseegrabens aus. Hier war kein Ort, in dessen Nähe er nicht einmal mit Brüderchen gerastet.

Alle Unruhe schien von ihm genommen zu sein. Er starrte den ganzen Nachmittag vor sich, unbeweglich fast. Als es Abend wurde, schlich er um die Bauernhäuser.

Niemals hatte er in seinem Leben gestohlen. Das wenige, was er brauchte, hatte er verdient oder geschenkt bekommen. Aber jetzt brauchte er viel . . . brauchte Geld, harte Taler.

Es gelang ihm, eine Art zu stellen. Im Laufe der nächsten Tage belietete er, nachts stahl er Kleinigkeiten. Ehe eine halbe Woche herum war, hatte er die ganze Tasche voll Kupfermünzen. Die Art, und was er sonst noch erbeutet hatte, verkaufte er. Alles in allem, verfügte er nun über ein schönes Stück Geld. In einer Stadt, die zwischen den schmutzigen Dörfern lag, kaufte er sich dafür einen Revolver und ein Duzend Patronen. Sechs davon verschob er zur Probe. Bei jedem Schuß befiel ihn ein jäher Schreck, denn er hörte dann das donnerähnliche Rollen wieder, das sich durch die Lüste fortpflanzte, wie beim Tode des Brüderchens.

Dann hob er die Waffe mit den noch übrigen sechs Patronen, sicherte sie und begab sich auf den Platz, auf dem er damals geruht.

In der Nähe standen, einen Graben verbedend, der in einem rechten Winkel zur Chaussee lief, Brombeerbüsche. Dort versteckte sich Adam Kalinka. Er sah ruhig da, den Revolver vor sich, und wartete.

Er sah den Jäger zweimal. Aber er kam ihm nicht nahe. Eines Nachmittags jedoch — der Abend war nicht mehr fern — revierte der Hühnerhund gerade vor ihm das Kartoffelfeld. Er witterte die Nähe eines Menschen, hob den Kopf, wurde abgelenkt, sah sich um.

Die Flinte schußbereit vor sich, ging der Jäger hinzu. Er trat nahe an die Büsche heran.

In diesem Augenblicke wurde geschossen.

Ein zweiter Schuß von anderem Klange löste fast im gleichen Moment. Der Jäger war ins Herz getroffen. Seine Flinte entlud sich; er hatte den Finger am Abzuge gehabt.

Er rief ein unverständliches Wort, machte einen merkwürdigen Schritt, fast einen Lauffchritt vorwärts, und fiel dann schwer mit dem Gesicht in die Büsche.

Adam Kalinka vergab den Revolver und schritt ohne Ueberstürzung, aber mit triumphierendem Gesicht davon. Er war seit dem Tode Brüdchens zum erstenmal wieder fröhlich.

Da scholl plötzlich ein Winseln herüber, das in langgezogene Heultöne überging.

Wie gebannt blieb der Vagabund stehen. Es war der Hund... der Hühnerhund, der an der Leiche seines Herrn heulte.

Das fröhliche Lächeln auf den Lippen Adam Kalinkas schwand. Die Angst befahl ihm, das Frauen... er sloh über Stoppeln und Wiesen, leuchtend, raslos... immer verfolgt von dem Winseln und Heulen. Er lief auch jetzt durch drei Dörfer bis in sein Heimatnest, wo die windschiefe Veranda stand.

Und die Nacht war schredlich. Er hatte keinen Schnaps mehr. Er wagte nicht, vor die Tür zu gehen. Er fürchtete, daß da der Hühnerhund sein würde.

Den Jäger hatte er vergessen. An den dachte er nicht. Aber der Hund... der Hund!

Am nächsten Morgen stellte er sich selbst dem im Dorfe stationierten Gendarmen. Der wurde zuerst gar nicht klug aus ihm, denn die beiden Hunde — das Brüdchens und der Hühnerhund — spielten in seinen wirren Erzählungen die Hauptrolle.

Ganz nebenbei kam heraus, daß er den Jäger erschossen hätte. Da führte der Gendarm ihn dem nächsten Gerichtsgesängnisse zu.

Wobeneinander schritten sie die Chaussee entlang. Es war herbliches Wetter; ein feiner Regen rieselte; die Wipfel sausten und statt der Mariensäden taumelten Blätter, grüne und gelbe, durch die Luft.

„Er heult,“ sagte er plötzlich und blieb stehen. Er weigerte sich, weiterzugehen. Der Beamte mußte ihn beim Arme nehmen. In dem langgezogenen Säusen des Windes hörte der Vagabund nur das winselnde Heulen des Hühnerhundes.

„Pan Wachmeister,“ sagte er stodend, „sie sind bessere Menschen wie wir. Selbst dem Mörder... halten sie Treue.“

Dann sank er wieder in sich zusammen und schritt neben dem Gendarm die Chaussee entlang... einer Zukunft zu, von der er sich freilich keine rechte Vorstellung machen konnte.

Emanzipation des fleisches.

Zum 100. Geburtstag Karl Gupfows (17. März).

Unglückliche Jugend! Das Feld der Tätigkeit ist dir verschlossen, im Strome der Begebenheiten kann deine Wissensmatte Seele nicht wieder neugeboren werden; du kannst nur lächeln, seufzen, spotten, und die Frauen, wenn du liebst, unglücklich machen! Wally, die Zweiflerin!

Die Weimaraner des klassischen deutschen Schrifttums hatten das, was die reaktionären Hecker bis auf unsere Tage als die umstürzlerische Teufelsucht der Emanzipation des fleisches oder auch der freien Liebe verschrieen haben, in der Praxis ihrer persönlichen Lebensführung bereits vollendet. Wie das scheidende 18. Jahrhundert sich schon völlig losgelöst hatte von aller religiösen Befangenheit, so wußte es auch nichts mehr von den ästhetischen Idealen des Christentums, und in der Ehe sah es nicht mehr als die höchst nüchterne Einrichtung bürgerlicher Zweckmäßigkeit. Ein Leben heidnischer Sinnlichkeit war nicht nur die Dichtung, sondern auch die Wirklichkeit Goethes. Die Ehekritik verlief sich merkwürdig häufig in das Problem der Doppelsehe. Bürger, Goethe, auch Schiller beschäftigten solche Gedanken in der Dichtung wie im Leben. In dieser Auflehnung gegen das geschlechtliche Philistertum entwickelte sich die selbständige Persönlichkeit der Frau. Die Zeit war reich an Frauen, die in der Entfaltung ihrer Lebenssehnsucht keine Grenzen mehr achteten, das Recht auf Leidenschaft und freie Liebeswahl ward von vielen bedeutenden Frauen betätigt. Rose, illegitime Bündnisse ebenso wie häßliche Eheschließungen und Scheidungen waren häufig. Schon wagt die Tochter eines deutschen Gelehrten, von Ort zu Ort pilgernd, mit allen hervorragenden Männern Beziehungen anzuknüpfen, zu dem ausgesprochenen Zweck, die Klasse mannigfach zu veredeln. Aber die Emanzipation der Frau bleibt innerhalb der Entfaltung ihrer geistigen und geschlechtlichen Bedürfnisse. Noch denkt kaum jemand an die politische und wirtschaftliche Gleichberechtigung. Und als der Königsberger Bürgermeister Poppel, der vertraute Freund Kant's, eine dämonisch verfallene Doppelnatur, in einem anonymen Büchlein zum ersten Mal die volle Gleichberechtigung der Frau auf allen Gebieten fordert, „die bürgerliche Verbesserung der Weiber“, hielt man allgemein die sehr ernsthafteste Schrift für eine ausgelassene Satire auf die Emanzipierten.

Was die Klassiker unbefangen wie etwas Selbstverständliches im Leben durchführten, ohne sonderlich viel darüber zu philoso-

phieren, wurde der romantischen Reaktion zum tiefstinnigen Problemm. Die befreite Sinnlichkeit verzückte sich ins Mystisch-Religiöse. Die grausen Irrungen, die ehelichen und unehelichen Abenteuer, in denen sich die Romantiker, bevor sie katholisch wurden, tummelten, entwickelten sich zu merkwürdigen Metaphysik der Liebe, zu einem weltlichen Salonmarienkult. In jedem Witworter spottete man der bürgerlichen Ordnung, um sie dann in verschlungenem, religiös-grübelndem Schwulst zu begründen und zu verschimmeln. Friedrich Schlegel konstruierte in seiner Lucinde die Religion der Wollust, und der Vater der liberalen Theologie von heute, Schleiermacher, verteidigte den angegriffenen Roman des Freundes in den inbrünstigen Sätzen seiner „vertrauten Briefe“ über die Lucinde.

Je mehr die Deutschen unter dem Druck des Polizeistaates von jeder öffentlichen Betätigung ferngehalten wurden, um so leidenschaftlicher tauchten sie in die Fragen des persönlichen Lebens. Die Beziehung der Geschlechter, die bürgerliche Ehe usurpierte das revolutionär drängende Interesse, das sich in der Politik nicht betätigen durfte. In der Emanzipation des fleisches verbarg sich die Sklaverei des öffentlichen Lebens. Mit den Fragen der geschlechtlichen Moral aber versippten sich auf das engste die religiösen Probleme, nicht nur wegen der christlichen Anekdote, sondern auch aus dem natürlichen Grund, daß die damalige Ehe nur in der kirchlichen Segnung möglich war. Nach der Juli-revolution, die alle Gemüter in die ungeheuerste Gärung riß und ein neues frohes Reich der Freiheit in die Möglichkeit eines nahen Tages zu rufen schien, mischt sich in die Diskussion der Geschlechtsfrage bereits die Erörterung der sozialen Stellung der Frau, Saint-Simons kommunistische Ideen beschäftigten alle Geister. In Frankreich zeichnete die Sand in Romanen die Gestalt der von aller bürgerlichen Konvention losgelösten Frau, und ihre Lelia befruchtete auch die junge deutsche Literatur. Aber die revolutionäre Theorie mußte sich in Deutschland tatenlos verbitten. Gerade deshalb, weil diese tatendurstige Jugend keine Beschäftigung fand, drängte sich ihre unfruchtbar Sehnsucht wieder in die geschlechtliche und religiöse Theorie zusammen. Der Zertrissene wird der typische Romanheld, der im Irgearten der Liebe taumelnde Cavalier, der aber jedesmal, wenn er eine Blüte pflückt, grämlich die Staubfäden zählt und über die Kelchblätter philosophiert.

Mit einem dieser zahlreichen Emanzipationsromane sprang auch der junge Karl Gupfow in die fast eroberte Unferlichkeit des literarischen Stands. 1835 erschien seine „Wally, die Zweiflerin“, die seitdem in frommen Literaturgeschichten niemals erwähnt wird, ohne daß die Verfasser sich in sittlichen Blähungen winden. Die Bedeutung dieses Romans liegt nicht in dem, was in ihm geschrieben ist, sondern in der benutzenden Kritik, die ihm folgte. Gupfow hat in der Wally sich mancherlei persönliche Erfahrungen vom Herzen geschrieben, ohne daß es ihm gelungen wäre, sie künstlerisch gestaltend so zu objektivieren, daß das Werk auch ohne Kenntnis des privaten Daseins seines Verfassers als Dichtung zu wirken vermöchte. Gupfow hat schon vorher sich mit der geschlechtlichen Moral und der bürgerlichen Ehe auseinandergesetzt. Als nach dem Tode Schleiermachers dessen Werke gesammelt, aber von den Frömmelern die vertrauten Briefe über die Lucinde in gottseliger Angst unterdrückt wurden, gab Gupfow diese Briefe neu heraus und begleitete sie mit einer ziemlich rücksichtslos sich bekennenden Vorrede. In der Wally versucht er nun dichterisch zu gestalten, was er in jener Vorrede theoretisch erörtert hatte. Das Schicksal jener Charlotte Stieglitz schwebte Gupfow vor, deren Selbstmord eben in dieser Zeit die tiefste Bewegung hervorgerufen hatte. Um ihren nach einem kurzen literarischen Anlauf körperlich und geistig erschafften Mann durch ein großes tragisches Erlebnis zu erwecken, hatte sich Charlotte Stieglitz, die sinnlos heldenhafte Erscheinung einer gespannten Zeit, selbst den Tod gegeben. Unglückliche persönliche Liebeserfahrungen verbot Gupfow mit diesem Ereignis. Wally, eine ursprünglich gläubige, einfach natürliche Frau, verliert sich unter den Wirkungen einer hoffnungslosen Liebe — zwei Menschen, die sich lieben und die sich doch, aus dem Fatum der Zerissenheit, niemals angehören können, in Zweifel an dem überkommenen Christentum, zerfaset ihr feilsches Leben und macht endlich der dunklen Dual gewaltig ein Ende. Den Hauptinhalt des Romans bilden Religionsgespräche, wehende Unterhaltungen über allerlei gesellschaftliche Fragen, auch über literarische Tageserscheinungen. Das Ganze ist blutleer, eine sprunghaft erregte Aphorismensammlung, die heute ganz und gar nicht aufregend wirkt.

Unmittelbar nach dem Erscheinen des Romans erhob der damals allmächtige Stuttgarter Literaturpapst Wolfgang Menzel das blutdürstige Henkerbeil. In zwei Artikeln denunzierte er Gupfow, dem er einige Jahre vorher in der Literatur bewundernd eingeführt hatte, der Verbrechen der Gotteslästerung und der Unzucht. Menzel witterte in dem heraufkommenden Schriftstellergeschlecht die Zerstörung seiner Alleinherrschaft, und er schrieb seine Artikel zu dem ausgesprochenen Zweck, sich die gefährlichen Rivalen mit Hilfe der Staatsgewalt vom Halse zu schaffen. Im Verlauf der weitgesponnenen literarischen Fehde appellierte er direkt an die preussische und bundesrätliche Polizei. Preußen ließ sich nicht lange bitten, es konfiszierte Wally und erließ dann zuerst jenes Verbot aller früheren und zukünftigen Werke des jungen Deutschland, das dann vom Deutschen Bundestag verallgemeinert wurde. Das Verbot, das bis zum Jahre 1842 aufrechterhalten wurde, zerbrach die Existenz der Betroffenen. Außer Seine hat nur Karl Gupfow

Kleines feuilleton.

Naturwissenschaftliches.

sich durch die Zeit der Verfolgung, wenn auch unter Schlägungen seiner geistigen Gesundheit, die später zur Katastrophe führten, mannhaft durchgerungen. Alle anderen trochen bald mehr oder minder kläglich vor der Gewalt zu Kreuze.

Wolfgang Menzels Kritik ist eine einzige unflätige Vordellphantasie. Fast zwei Duzend Flugschriften erschienen für und wider Wally. Guklow selbst verteidigte sich tapfer und wirksam. Er hatte recht. Sein Roman ist weder gotteslästerlich noch unzüchtig, und als er vom Mannheimer Hofgericht zu vier Wochen Gefängnis verurteilt wurde, geschah es lediglich wegen „verächtlicher Darstellung des Glaubens der christlichen Religionsgesellschaft“. Vor allem ist der Vorwurf der Unzüchtigkeit geradezu lächerlich. Wenn man gegen Guklow einen Vorwurf erheben kann, so umgekehrt den, daß es dem Roman an jeder sinnlichen Wärme künstlerischer Anschauung fehlt. Eine einzige in wenigen Sätzen dargestellte Szene konnte überhaupt nur den Schmüßlern Gelegenheit zu ihrer Entwürdigung geben, zu der übrigens Wolfgang Menzel nach seinen eigenen sexuellen Gepflogenheiten die geringste Berechtigung hatte. Es ist die berühmt gewordene Szene, wo Wally sich dem ewig Unerreichbaren geistig vermählt, indem sie sich ihm nackt zeigt — die Nachahmung eines Bildes aus dem mittelalterlichen Lituell: „Sie steht ganz nackt, die hebre Gestalt, mit jungfräulich schwellenden Hüften, mit allen zarten Beugungen und Linien, die von der Brust bis zur Behe hinuntergleiten. Und zum Zeichen, daß eine fromme Weihe die ganze Kleppigkeit dieser Situation heilige, blühen nirgends Rosen, sondern eine hohe Lilie sproßt dicht an dem Leib Sigunes (so heißt die Gestalt in jenem alten Epos) hervor und deutet symbolisch, als Blume der Keuschheit, an ihr die noch verschlossene Knospe ihrer Weiblichkeit.“ Das ist alles, mehr die dürre Reflexion über ein Gemälde, als ein heißes Abbild unmittelbaren Lebens. Als anfangs der 50 Jahre Guklow die Wally unter dem Titel „Vergangene Tage“, wie zum Protest gegen den neuen Einbruch politischer, religiöser, geistiger Reaktion erneut herausgab, da hat er zwar die religiösen Keheereien nur ganz wenig gedämpft, aber jede sinnlich kräftigere Wendung gestrichen und außerdem durch pedantische Erläuterungen des Sinnes der Szene den letzten Rest von erglüheter Stimmung erstickt.

Niemals ist ein Werk so zu Unrecht in den Verdacht der Leichtfertigkeit gekommen, wie die arme Wally. Von Emanzipation des Fleisches ist vollends nicht die Rede, sondern nur von Reinigung und Veredelung einer aus den Fesseln bürgerlicher Geucherei befreiten Leidenschaft. Und die extremste Forderung des Romans ist die — Zivilehe! Weiter geht Guklow in der ersten seiner Verteidigungsschriften, und hier zeigt er sein ernstes Interesse für die soziale Geschlechtsfrage, das sich allerdings — wie in allen sozialen Anschauungen dieses Schriftstellers — in einer wunderlichen Mischung von klarer Einsicht und phantastischer Grille äußert. Er sagt da (in Abwehr der Menzelschen Angriffe auf seine Vorrede zu Schleiermachers vertrauten Briefen): „Die Ansicht von der Ehe rechtfertigt sich durch die Theorie vom Staate und vom Rechte. Ich brauche die Staatsform nicht zu nennen, die ich für die vollkommene halte; aber man errät sie, wenn ich öffentliche Erziehung auf der einen Seite und die juristische Gleichstellung der unehelichen Kinder auf der anderen verlange. Ein geheimes Gift untergräbt die menschliche Gesellschaft. Nehmt der Menschheit die Notwendigkeit, sich verstellen zu müssen, und alle werden freier und sittlicher werden. Unsitlichkeit ist nur da, wo man im Dunkeln das umgeht, was öffentlich an gewisse Gesetze gebunden ist. Röst die Gesetze und die Freiheit wird eine Regeneration unseres Blutes sein. Ein Arzt hat mir gesagt, daß er in einer zwanzigjährigen Praxis nur zwei gute Ehen gefunden habe. Meine Theorie der Ehe fußt zuerst darauf, daß auf der unehelichen Geburt keine Schande ruhen solle. Kein Kind, wo nicht Liebe ist. Liebe heiligt das Außergewöhnliche. Warum uneheliche Verhältnisse verfolgen und sie zwingen, vor den Altar zu treten? Die Forderungen der Zivilbehörde, ob man sich ernähren könne, werden immer umgangen. Es gibt falsche Aussagen und Vorwände genug, die öffentliche Behörde über die Vermögensumstände im unklaren zu lassen. So schmiedet sich das Elend, der Hunger und die Aussicht auf eine verkümmerte Generation zusammen. Das Schreckbild Europas ist die Ueberbevölkerung. Die Ueberbevölkerung aber ist eine Folge unserer Vorurteile und unserer Ehegesetze. Hätte die uneheliche Geburt nichts Entehrendes, so würden die Liebenden nicht eilen, sich zu verheiraten. Der Staat würde einen kräftigen Bewohner haben, statt daß in der Ehe ihm gezwungen sechs Schwächlinge nachfolgen. Die Natur muß uns die Cholera schicken, um die Ueberflutung der Menschenmassen aufzuräumen. Emanzipierte man die uneheliche Geburt, so würde die Ueberbevölkerung, und mit ihr der Adel, der Kastengeist, die Eifersucht und der Egoismus aufhören.“ Kurz, Guklow versteht unter Emanzipation des Fleisches die Gestung der unehelichen Liebe, statt der ehelichen Pflicht.

Unter den Vorkämpfern einer Versittlichung der geschlechtlichen Beziehungen darf man, wie unreiz immer seine Ideen sein mögen, auch Karl Guklow nennen. Auch sein Schicksal war es, daß man als lieberlich verurteilte, was Kampf um eine höhere Sittlichkeit war. Soziale Einsicht war ihm nicht fremd, aber sie entwickelte sich in seiner bürgerlichen Zwittersstellung nicht zur Klarheit. Dennoch auf seine Art war er ein ungebeugter Kämpfer für menschlichen Fortschritt, und in diesem Kampf hat er sein Dasein geriebt.

Aus dem Leben des Meeres. Einem großen Teil der Festlandsbewohner ist das Meer nicht erreichbar. Und von denen, die an seine Ufer gelangen, steht wieder der überwiegende Teil mehr oder weniger fremd dem Leben des Meeres gegenüber. So weit das Leben der Oberfläche in Betracht kommt, erschließt es sich dem Seemann und dem Meeresforscher, mit dem Leben auf dem Grunde kommt unmittelbar nur der Taucher in Berührung. Stellen sich einem Wissensgebiete und seiner Erreichung solche Schwierigkeiten entgegen, so wird man an ein Buch, das es unternimmt, dem Laien das wichtigste unserer Kenntnisse vom Leben des Meeres zu vermitteln, besondere Anforderungen stellen müssen. Eine Prüfung in dieser Hinsicht besteht das Werkchen „Tier- und Pflanzenleben des Meeres“ des Leipziger Universitätsprofessors Dr. A. Rathanson (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig, Preis geb. 1,25 M.) sehr gut. Die Klippen des Ausstramens allzugroßer Gelehrsamkeit und der unfruchtbareren Aufzählungen allzub vieler wissenschaftlicher Namen, die einen großen Teil der populärwissenschaftlichen Literatur verdrängen, sind glücklich umgangen. Ueberall ist nur das Wesentliche herausgehoben, dieses aber auch eingehend geschildert. So lesen sich die Kapitel, die uns über den Bau, die Anpassungen und die Verteilung der Meereswesen, über das Plankton und die Wanderungen der Seetiere unterrichten und uns über die Instrumente des Meeresforschers Aufschluß geben, auch für den Laien ohne jede Mühe, gefördert durch eine klare Darstellungsweise. Es sei gestattet, hier eine Tatsache aus dem Buche anzuführen, mit deren Hilfe der Verfasser nachweist, wie überaus langsam das Wachstum der Schichten auf dem Grunde der Ozeane vor sich geht. Aus den kalkschalen kleiner Lebewesen bildet sich der weiße Tiefseeton des Meeresgrundes, der in noch größeren Tiefen in den sogenannten roten Tiefseeton übergeht. Im Atlantischen Ozean ist diese Schicht von einer ungeheuren Zahl von Haifischzähnen durchsetzt. Jeder Zug mit dem Schleppnetz bringt mit dem Schlamm eine Menge solcher Zähne ans Licht; der Boden des Meeres ist damit geradezu übersät. Nun sind aber diese Haifische keineswegs so häufig wie man daraus schließen möchte, und „das lehrt, wie unendlich viele Generationen dazu beitragen müssen, um nur eine dünne Schicht des Meeresbodens herzustellen. Ja, wir finden sogar dicht unter der Oberfläche Zähne, die Haifische angehören, die heute nicht mehr existieren. . . . Und doch liegen über den Resten dieser Geschöpfe nur wenige Zentimeter Schlamm: so langsam geht also die Bildung vor sich.“ Auf der Oberfläche der Erde aber ruhen ganze Gebirge, die aus solchen Tiefseetonen bestehen, also einst Meeresgrund bildeten! Auch an vielen anderen Stellen wirkt die Lektüre des reich illustrierten Wändchens anregend.

Physikalisches.

Rätselfhafte Bewegungen der Flüssigkeiten. Ueber diese merkwürdige Naturerscheinung schreibt Prof. Dr. Dessau in der „Natur“, dem Organ der Deutschen Naturwiss. Gesellschaft: Im Jahre 1827 machte der Botaniker Robert Brown die merkwürdige Entdeckung, daß feste Körnchen, die in einer Flüssigkeit verteilt und so klein sind, daß man sie eben unter dem Mikroskop wahrnehmen kann, ungemein rasche, zitternde Bewegungen vollführen. Ein äußerer Antrieb für diese Bewegungen ist nicht zu erkennen; ruhe- und ziellos, wie von einer geheimen Gewalt angetrieben und durch ebenso geheimnisvolle Hindernisse jeden Augenblick zur Aenderung ihrer Richtung gezwungen, irlen die Teilchen in dem Tropfen, der für sie die Größe eines Moores hat, hin und her; und wenn man durch zvedunächtigte Einschlüßung die Verdunstung der Flüssigkeit verhindert, so bleiben die Bewegungen wochen-, ja jahrelang in unänderter Stärke bestehen. Sie sind, wie heute feststeht, eine Folge der Stöße, denen die von der Flüssigkeit umgebenen Teilchen von seiten der Flüssigkeitsmolekeln ausgesetzt sind. Allerdings sind ja die Bewegungen der Flüssigkeitsmolekeln selbst durchaus unregelmäßige und darum müssen Teilchen, deren Dimensionen im Vergleich mit denjenigen der Molekeln beträchtliche sind, in jedem Moment gleich viele und gleich starke Stöße in irgendeiner Richtung wie in der gerade entgegengesetzten erleiden und können daher nach keiner Richtung in Bewegung geraten. Sinkt aber die Größe der Teilchen unter eine gewisse Grenze, so daß immer nur eine beschränkte Zahl von Molekeln gleichzeitig einem und demselben Teilchen begegnen, so kann es nicht ausbleiben, daß in einem gegebenen Moment die Energie der Stöße (denn nicht nur auf die Zahl und Masse der Molekeln sondern auch auf die Geschwindigkeit ihrer Bewegung, mit anderen Worten auf ihre Energie kommt es an) in einer bestimmten Richtung überwiegt, und dann muß sich das gestohene Teilchen in dieser Richtung in Bewegung setzen. Allerdings ändert sich schon unmittelbar darauf sowohl die Gesamtenergie der Stöße, als auch die Richtung der überwiegenden Stärke derselben, aber dies bewirkt im allgemeinen keinen Stillstand, sondern nur beständige Aenderungen der Geschwindigkeit und Richtung des gestohenen Teilchens, also jenes unaufhörliche Zittern, wie es sich dem Beobachter darbietet.